



„Auf ein Wort“

Beiträge auf der Website der kath. Gemeinde St. Jacobus d. Ä., Ratingen-Homberg,
www.jacobus.info
aus den Jahren 2002 - 2008

von Josef Pietron

Das Foto oben zeigt den Blick auf Ratingen-Homberg, wie man es sieht, wenn man von Ratingen-Mitte auf Homberg zufährt. Die beiden Kirchtürme – links der Turm der kath. Kirche, rechts der der ev. Kirche - werden „Wiesnasen“ genannt.

Inhaltsverzeichnis

Jesus und die Samaritanerin am Jakobsbrunnen	3
„O glückliche Schuld“ - Der österliche Lobgesang	4
... mindestens das zu erreichen, daß ein Mensch weniger leiden mußte.	5
Geist gibt es genug - was fehlt, ist „heiliger“ Geist	6
Bethlehem – zum Weihnachtsfest 2002	7
Neonröhre, Leuchter und Satellitenschüssel	9
Dreifaltigkeit	11
Die Hühnerlegende – in alter und neuer Fassung	12
Psychisch kranke Menschen und Arbeit	15
Known unto God	17
... und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem	18
Geh aus, mein Herz und suche Freud	20
Das Translatiofest	23
„Überfluss und Fülle“, nicht „Effizienz und Effektivität“	25
Aus dem Himmel eine Erde machen...	27
Woran sie glaubten, wofür sie lebten --- und 2008?	29
„Kinder gaben den Gefangenen Brot...“	31
„Gott sah, was er gemacht hatte, und es war sehr gut“	33

Zum 4. Fastensonntag März 2002 (Joh 4,5-42):

Jesus und die Samaritanerin am Jakobsbrunnen – Erinnerung und Vision



Ziehbrunnen; Foto: Walter Dannehl (www.aboutpixel.de); danke!

Die Erinnerung

Es war einmal ein jüdischer Mann. Viele nannten ihn „Rabbi“. Von Judäa machte er sich auf nach Samaria, in die Nähe der Stadt Sichem. Die Bewohner Samaria galten den Juden als fremd; sie hatten - so meinte man - nicht den rechten Glauben. Sie waren verhasst und galten als sozial nicht ebenbürtig.

Der Rabbi hielt am Brunnen an und traf dort eine Samaritanerin. Gib mir zu trinken! bat er die Fremde. Die war derartig erstaunt, dass ein Jude sie um Wasser bat, dass sie inne halten musste. Ein langes Gespräch entwickelte sich, über das, was Leben heißt und was zum Leben notwendig ist. Und das, was sie besprachen, erwies sich als gültig für alle Menschen, egal ob sie Juden oder Samaritaner waren, ob sie im ersten Jahrhundert oder im dritten Jahrtausend lebten.

Die Vision

Einmal wird es geschehen, da macht sich ein jüdischer Rabbiner ins Westjordanland auf. Er geht in die Gegend von Nablus, die Stadt, die früher Sichem hieß. Dort wohnen die Palästinenser. Früher empfanden die Israelis die Palästinenser als Fremde; sie wurzelten in einer anderen Tradition, hatten einen anderen Glauben; jahrzehntelang hatten sich Israelis und Palästinenser bekämpft.

Der Rabbiner aber hält am Brunnen an und trifft dort eine Palästinenserin. Gib mir zu trinken! sagt er. Die kann es nicht glauben, dass einer der ehemaligen Besatzer sie, die Unterdrückte, um Wasser bittet. Aber man beginnt, miteinander zu reden; das Gespräch dauert lange, und man am Ende können sie nicht mehr verstehen, weshalb man vor wenigen Jahren noch aufeinander Steine geworden und mit Raketen geschossen hatte.

Zum Osterfest 2002:

„O glückliche Schuld“ - Der österliche Lobgesang

Wer am Ostermorgen um 5.00 Uhr in Homberg auf dem evangelischen Friedhof war, hat den Gesang wieder gehört: das „Exsultet“, den österlichen Lobgesang.

Von der „Sünde Adams“ war die Rede, von der „Mutter aller Sünden“. Sie ist das Symbol für das unauflösbare Geflecht von Schuld und Geschick, von Entscheidung und Sachzwang, in dem der einzelne Mensch und die Gesellschaft bis heute leben. Von der Erbsünde sprach man in der traditionellen Theologie. Persönliche Schuld mag einem dabei ebenso einfallen wie die völlig verfahrenere politische Konstellationen im nahen Osten.



The image shows a musical score for the hymn "O glückliche Schuld". It consists of seven staves of music with lyrics in German. The lyrics are: "O wahrhaft heilbringende Sünde des A - dam, du wurdest uns zum Segen, da Christi Tod dich vernichtet hat. O glückliche Schuld, welch großen Erlöser hast du gefunden! O wahrhaft selige Nacht, dir allein war es vergönnt, die Stunde zu kennen, in der Christus erstand". The music is written in a simple, folk-like style with a key signature of one flat (B-flat) and a common time signature (C).

Und diese Sünde Adams, dies Geflecht aus Schuld und Geschick, aus Entscheidung und Sachzwang wird glücklich gepriesen - weil die Mutter aller Sünde zum Anlass wurde, dass der Vater seinen Sohn zum Erlöser werden ließ.

Was ist die größere Zumutung?

Der Glaube an die Auferweckung, an Erlösung, an neues Leben? Kirchlich orientierten Christen ist dieser Glaube vertraut; andere zucken ohnehin nur mit den Schultern.

Anstößiger erscheint es, daran zu glauben, dass es - nach der Umkehrung der Sünde Adams in Segen - kein Unheilsgeflecht mehr gibt, das für immer Unheil bleiben wird: Alles, was Sünde und Unheil ist, kann „Baustoff“ für besseres, für glückendes Leben werden.

Tatsächlich gibt es sicher manche, denen ein Ereignis im Leben einfällt, das gerade dadurch, dass es so schrecklich war, der Beginn eines Neuanfangs wurde. Und vielleicht darf man auch an die blutigen Schlachten zwischen Frankreich und Deutschland im vorigen Jahrhundert denken, die zum Anstoß für das geeinte Europa wurden. Aber darf man diese Erfahrungen „hochrechnen“ auf Ereignisse der Gegenwart? Darf man hoffen, dass das blutige Gemetzel zwischen Israelis und Palästinensern - ich spüre, wie ich kaum weiterschreiben mag - einmal „glücklich“ wird, weil daraus einmal ein politisches Ostern wird - gerade in dem Land, in dem der Erlöser gelebt hat? Wie wirkt hier der Lobgesang von der „glücklichen Schuld“? Tröstend? Hoffnungsvoll? Oder zynisch?

Das Wort von der glücklichen Schuld ist ein Wort, an dem man sich reiben kann. Es erweckt es durchaus zwiespältige Gefühle. Aber die gehören dazu. Auch zum Osterglauben.

4. Ostersonntag (21. April 2002):

... mindestens das zu erreichen, daß ein Mensch weniger leiden mußte.



Schwester Petra Mönnigmann, geb. in Oelde/Westfalen (1924), gest. in Kerala/Indien (1976). - Der Text unten rechts ist ein Auszug aus ihrem Testament, das sie (für uns ungewohnt) in der dritten Person verfasst hat.

Brüder, wenn ihr aber recht handelt und trotzdem Leiden erduldet, das ist eine Gnade in den Augen Gottes. Dazu seid ihr berufen worden; denn auch Christus hat für euch gelitten und euch ein Beispiel gegeben, damit ihr seinen Spuren folgt (1 Petr 2,20b-21).

Sie lernte es nie, die Schmerzen von Menschen und Tieren anzusehen, ohne selber tiefes Leid zu empfinden, und sie liebte Jesus, wer immer er sein mochte, wegen seines Mitgefühls mit den Leidenden; sie war sehr erschüttert über die Grausamkeit seines Todes. Sie blieb in seiner Kirche und arbeitete in ihr, weil sie nicht wußte, wo anders sie hingehen sollte. Sie wußte, daß sie mit all ihrer Arbeit auch nicht eines der Leiden der Menschen entscheidend ändern konnte, aber sie arbeitete so viel und so hart wie möglich, um an jedem Tag mindestens das zu erreichen, daß ein Mensch weniger leiden mußte, und darin erfuhr sie großes Glück.

Petra Mönnigmann, Oelde / Kerala

Pfingsten 2002:

Geist gibt es genug - was fehlt, ist „heiliger“ Geist

Geist ist das, was Menschen beseelt, sie motiviert, sie antreibt; Geist ist, was Werte und Ziele bestimmt, was Denken und Fühlen prägt. Geist ist Kraft. Wie man die Luft, die man atmet, nicht besonders wahrnimmt, so spürt man oft gar nichts von dem Geist, der einen prägt und beeinflusst.

Geist gibt es genug. Vom Geist der Revolution sprach man, vom Geist des 20. Jahrhunderts, vom Geist des Mittelalters und der Neuzeit, vom Klassengeist und vom Kameradschaftsgeist, vom Zeitgeist. In manchen Kreisen redet man nicht vom Geist, sondern von einer Philosophie („Unternehmensphilosophie“) oder der Moral („Moral der Truppe“). Gemeint ist aber stets das gleiche: Die Motive, die Ziele, die Werte, die Menschen prägen. Auch der „Ungeist“ ist Geist - genau so, wie für den Kaufmann „Unkosten“ nichts anderes als Kosten sind.

Geist gibt es genug, von manchen Arten sogar mehr als genug. Was fehlt ist „heiliger“ Geist. Und jetzt denken Sie bitte nicht an die Dreifaltigkeit, an die „dritte Person“ oder an all das andere, was viele im Religionsunterricht gelernt haben oder auch noch in Pfingstliedern singen - nehmen Sie „heilig“ einmal im ursprünglichen, im ur-religiösen Sinn: Das Heilige ist das „andere“, das wovor, der Mensch staunend stehen bleibt und still wird. Das Heilige erlaubt nicht, seinen Gen-Code zu analysieren; es ist für den Menschen nicht verfügbar wie das Telefon, der Kühlschrank oder die Scheckkarte. Heiliges ist nicht „machbar“. Heilig ist das, wovor man Ehrfurcht hat. Vor dem Heiligen wird der Mensch klein, und sein Allmachtsrausch schwindet wie der Schnee in der Sonne.

Wo „heiliger“ Geist Menschen beseelt, sie motiviert und antreibt, haben Menschen andere Werte und andere Ziele. Wo „heiliger“ Geist bestimmt, können Machtstreben und Gewinnmaximierung nicht alleiniges Maß allen Handelns bleiben. Im „heiligen“ Geist gewinnen Menschen neu Respekt und Ehrfurcht voreinander, weil der andere Mensch selber „heilig“ ist.

Komm, heiliger Geist.

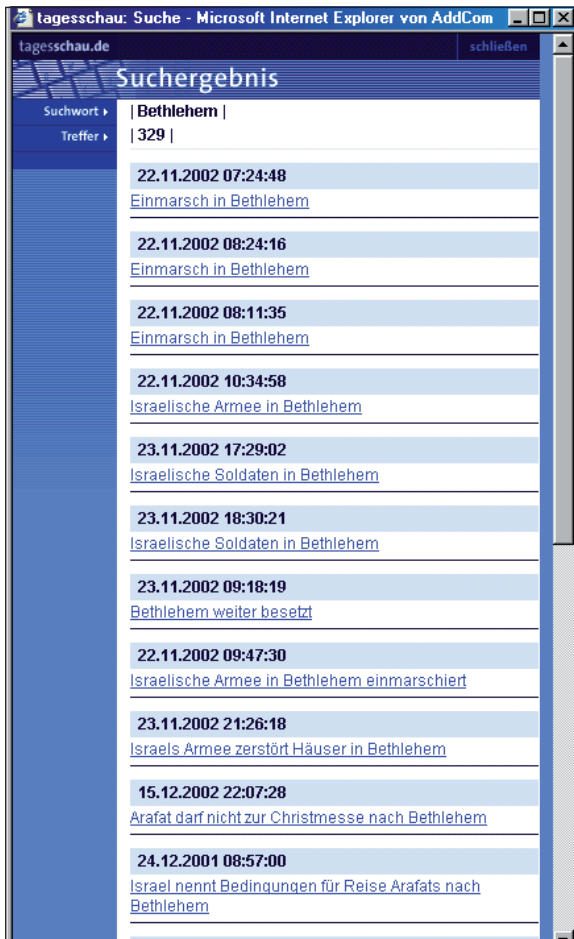


Das Bild rechts oben gibt einen Teil des Velums wieder, das in Ratingen-Homberg, St. Jacobus d. Ä., in den Pfingsttagen ein Lesepult schmückt.

„Zur Krippe herkommt in Bethlehems Stall“ (24.12.2002):

Bethlehem – zum Weihnachtsfest 2002

Vorbemerkung: Gewiss, der Anlass für das folgende „Auf ein Wort“ war sehr konkret bezogen auf das Jahr 2002. Dennoch habe ich diesen Text hier unverändert aufgenommen, nicht nur, weil stets zu befürchten ist, dass die Situation wieder hochaktuell werden könnte, sondern auch, weil der Text exemplarisch in den Blick nimmt, was uns ständig begegnet: die fast unüberbrückbare Kluft zwischen der „Praxis des frommen Tuns“ und der Wirklichkeit, wie sie sich außerhalb der Kirchenmauern darstellt.



Nein, Sie sind nicht im falschen Film, auch nicht auf der falschen Website - links sehen Sie nur das, was Sie fänden, wenn Sie auf www.tagesschau.de unter dem Wort „Suchen“ das Wort „Bethlehem“ eingäben: Am Tag meiner Recherche waren es 329 Meldungen, praktisch alle ähnlichen Inhalts.

Vom Heiligen Abend an singen wir: „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein“ (Gotteslob 140), „Ein Kind geboren zu Bethlehem“ (GL 146), „Seht Bethlehem dort, den glücklichen Ort“ (GL 841,3) und „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all; zur Krippe herkommt in Bethlehems Stall“ - und das sind nicht die einzigen Weihnachtslieder, die von Bethlehem als dem Ziel des Wanderns, des Pilgerns sprechen. Heute, so scheint es, kann keiner mehr nach Bethlehem reisen – außer den israelischen Soldaten, die die Stadt besetzt halten.

In der Brockhaus-Ezyklopädie, 19. Auflage, 3. Band, 1987, heißt es über Bethlehem: „Stadt im z. T. von Israel besetzten WestJordanien, 10 km südlich von Jerusalem... etwa 30000 Einwohner... (großer Anteil von Christen), die hauptsächlich

vom Fremdenverkehr (v. a. Pilger) leben, u. a. von der Herstellung von Souvenirs und Devotionalien aus Olivenholz, Perlmutter und Glas.“ Gut dreißig Jahre sind es jetzt her, dass der Verfasser dort einige Wochen verbrachte und selber erleben durfte, wie gastfreundlich die Bewohner von Bethlehem waren. Es sind keine „Islamisten“, sondern weitgehend Christen, davon etwa die Hälfte Katholiken... – Christlich sind die Menschen dort immer noch; gastfreundlich zu sein, haben sie kaum mehr eine Chance. Außer in den Texten der Weihnachtslieder macht sich kaum einer mehr nach Bethlehem auf – heutzutage gäbe es genug Platz in den Herbergen.

Wir feiern Weihnachten, und wir dürfen und sollen es tun. Denn die brutale, unmenschliche Realität des realen Bethlehem und die utopische Sehnsucht nach Bethlehem als dem Ort des Friedens schließen sich nicht aus; im Gegenteil: erst der Glaube an eine Utopie, die Hoffnung auf einen Frieden gegen jede Vernunft, machen die Gegenwart erträglich und – vielleicht – die Zukunft erstrebenswert.

Aber bei dem Wort „Bethlehem“ sollten wir nicht vergessen, dass es die Heimatstadt von etwa 30000 christlichen Glaubensbrüdern und -schwestern ist, die aufgrund von regelmäßigen Ausgangssperren oft nichts zu essen und zu trinken im Haus haben, weil sie kaum Zeit zum Einkaufen haben – vom Geld, das ihnen wegen der ausbleibenden Pilger fehlt, einmal ganz abgesehen.

Ökumenischer Kirchentag in Berlin 2003 (25.05.2003):

Neonröhre, Leuchter und Satellitenschüssel



Eine junge Frau, die unter einer runden Neonröhre steht - Vater mit Kind unter der Lampe eines U-Bahnhofs - eine nette Oma, deren Kopf vor einer Satellitenschüssel ist - eine Gruppe von drei Menschen beim Bier, über denen drei Kronleuchter hängen. Menschen wie du und ich, wie Sie und der Verfasser dieses Textes.

Welch ein Zufall? Nein, natürlich nicht. Dass die Bilder gestellt ist, sieht jeder. Aber ich finde sie witzig und geistvoll gestellt. Denn mich erinnern die Lampen und Satellitenschüsseln an einen Heiligenschein, der sich hier aber nicht um die Häupter von kürzlich in Rom kanonisierten Ordensleuten schwingt, sondern um Menschen von der Straße, unsere Nachbarn, auch uns selber.

Ich weiß nicht, was sich die Fotografen oder Bildmonteure dabei gedacht haben. Ich weiß aber, was mir dabei einfällt:

Menschen sind heilig. Normale Menschen sind heilig. Heiligkeit hat mit Gott zu tun. Viele meinen, Gott zu kennen und „weiß Gott“ (!) wie viel von ihm zu wissen. Gott aber ist anders, unbekannt, ist Geheimnis. Er ist der Größere, der, gegenüber dem die angemessene Haltung Ehrfurcht und Respekt ist.

Etwas von dieser Heiligkeit Gottes „schwebt“ über der jungen Frau, dem Vater mit seinem Kind, über der älteren Dame, über der Gruppe beim Bier - und wenn man die Reihe fortsetzen will: über

dem Mädchen im Kindergarten, dem einsamen Jugendlichen, dem Alkoholiker, der lästigen alten Mutter.

Der diesjährige Kirchentag ist erstmals ein ökumenischer Kirchentag. Christen beider großen deutschen Kirchen kommen zusammen, um einer Gesellschaft, für die Gott immer bedeutungsloser wird, zu sagen, was Christentum heißt.

Dass jeder Mensch heilig ist, Respekt und Ehrfurcht verdient – jeder – das gehört dazu. Und das ist es wert, allen gesagt zu werden.

Das jedem Menschen spürbar werden zu lassen, das wäre ein Segen.

Wir wären ein Segen.

Vom tiefen Meer, roten und grünen Fischen (Juni 2003):

Dreifaltigkeit



Kinder unserer Gemeinde sollten „Dreifaltigkeit“ malen. Ein absurdes Unterfangen? Eine Gruppe malte dies Bild: Fische, große und kleine, rote und grüne, Seepferdchen, Tiefseeschlangen, blaues Wasser, gelben Meeresgrund, Luft... Dreifaltigkeit?

Einer der größten Theologen des vorigen Jahrhunderts, Karl Rahner, sagte zur Dreifaltigkeit einmal*: Genauso gut wie von Dreifaltigkeit könne man eigentlich auch von Vierfältigkeit, Fünffältigkeit... sprechen: Es gehe nicht um eine Art angewandter Mathematik, sondern darum, die Fülle Gottes zum Ausdruck zu bringen. Gott ist einer, der zugleich zu groß ist, als dass er nur einer sein könnte. Gott ist Höhe und Tiefe, ist Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft, ist Natur und Mensch. Er ist in DEM Menschen und in allen Menschen, ist das, was ist, und das, was bewegt, ist - wenn man denn die überlieferte Sprache aufnehmen will, Vater, Sohn und Geist.

Manchmal ist es so, dass Kinder das ahnen, was Theologen nach langem Reflexionsprozess zu formulieren wagen.

* Ich beziehe mich hierbei auf seine Vorlesungen, also auf das, was Karl Rahner mündlich gesagt hat. Ob er es in dieser prägnant-saloppen Form auch schriftlich niedergelegt hat, ist mir nicht bekannt.

Zum Fest des Apostels Jacobus der Ältere (25.07.2003):

Die Hühnerlegende – in alter und in neuer Fassung

Ein Wort vorweg:

Der hl. Jacobus ist ein großer Mann und steht treu zu denen, die sich zu ihm auf den Weg machen: Das will die folgende Erzählung zum Ausdruck bringen. Sie ist eine Legende: eine Geschichte, die immer wieder und immer neu nach-erzählt wird, um den Heiligen zu ehren und um zu zeigen, wie nah er den Menschen ist. Einer Legende wird man nicht gerecht, wenn man sie in der – zufällig – letzten uns bekannten Form konserviert, „einfriert“, gewissermaßen ins Museum stellt. Treue gegenüber einer Legende heißt: sich von der Überlieferung anstecken lassen und sie so weiter erzählen, dass den jetzigen Lesern und Hörern die Größe des Apostels und seine Nähe zu uns spürbar wird.

Dieser Ansteckung bin ich erlegen. Ich habe Lust bekommen, die Legende neu zu erzählen. Die Neufassung ist das, was am Ende des Textes kursiv gedruckt ist.

Die Bilder stammen aus der Kirche St. Jacobus der Ältere in Ratingen-Homburg: Vorn im Altarraum steht der Jacobusleuchter, den Bert Gerresheim gestaltet hat. Dabei hat sich der Künstler von der Hühnerlegende anstecken lassen und sie auf seine Weise weiter erzählt. Die Szenen zeigen u. a. den Ofen mit den Hühnern und den Galgen, an dem Jacobus den jungen Mann hält.

Ein Pilger und seine Frau wandern Santiago zu, mit ihnen ihr Sohn, ein hübscher Junge in jenem Alter, wo die Mädchen Augen auf sie zu werfen beginnen. Man kommt in der Herberge von Santo Domingo an, wo sich eine junge Magd im Handumdrehen in den Blondkopf verliebt. Sie hätte nichts dagegen, wenn er abends an ihre Kammertür klopfte. Der Junge indessen, zu schüchtern oder im Gedanken an seine Wallfahrt, ergreift die Gelegenheit keineswegs beim Schopfe. Was quält so sehr wie verschmähte Liebe? Die junge Magd ist bitterböse und tut etwas Niederträchtiges. In der Nacht, während alles schläft, schleicht sie ins Zimmer der Pilger und versteckt einen Silberbecher im Ranzen des Jungen.

Der folgende Morgen sieht die Wallfahrer früh auf; sie wollen an diesem Tage noch weit. Ungefähr eine Stunde sind sie bereits unterwegs, als hinter ihnen plötzlich die Polizei heransprengt. Der Wirt hat den Becher vermisst und die Magd ihm eingeblasen, den könne niemand anders als die Pilger genommen haben. Warum sind sie so zeitig davon? Die Schergen, Häscher, Gerichtsboten, oder wie man denn will, verhalten sich wie alle Polizisten in dieser Lage und sagen nichts als: Gepäck auf! Die Pilger protestieren als ehrliche Leute: kann es Gott wohlgefällig sein, aufrichtige Wallfahrer, die niemals etwas Schlechtes getan haben, so zu verdächtigen? Die Gerichtsboten winken ab; sie kennen das. Mit der Ehre reden sich alle Halunken heraus. Man durchsucht kurzerhand den zeternden Vater, die jammernde Mutter, findet nichts, kommt an die Reisetasche des Jungen - natürlich!





Da steckt er, der Becher, den man sucht. Eine böse Sache. Jetzt geht es um Kopf und Kragen. Die Pilger müssen mit ihrem Sohn, der ratlos seine Unschuld beteuert, zur Stadt zurück. Man bringt sie sofort vor den Richter. Der ist nicht gewohnt, mit reisenden Leuten Federlesens zu machen, ist der Dieb überführt, sofort an den Galgen mit ihm!



Ein trauriger Zug zieht zum Schindanger hinaus. Dem Armen wird der Strick um den Hals gelegt, das Kruzifix vor die Augen gehalten, schon stößt man ihn von der Leiter, er hängt, regt sich nicht mehr. Fassungslos zieht das unglückliche Elternpaar durch die Strassen von Sto. Domingo de la Calzada, beschließt endlich, heimzukehren. Einmal aber wollen die beiden noch zum Galgen hinaus, ihren Sohn sehen, für seine Seele beten, bricht ihnen auch das Herz. Die Tränen strömen, es hallt von Klagen. Plötzlich vernehmen sie eine Stimme, seine. Ich bin nicht tot, sagt der Sohn. Sie sollen das Jammern lassen, es geht ihm gut. Als sie des Weges gezogen sind, ist er aus seiner Benommenheit erwacht und hat gefühlt, wie ihn jemand bei den Füßen hielt. Aufgeregt eilen die Eltern zum Richter. Gott hat gesprochen, denken sie nur, der Himmel ein Zeichen gegeben. Ist das jemals erlebt worden, dass einer so lange am Galgen hing und nicht tot war?



Der Richter hat sich eben zu Tisch gesetzt, will seine Ruhe haben. Was, da ist dieses Diebesgesindel wieder? Aber die Eltern geben nicht nach. Jetzt wird unser Richter böse. Was heißt das, euer Sohn lebt? ruft er voller Ingrimm. Der ist so sicher-

lich tot, wie dieser Hahn und dieses Huhn in der Bratröhre tot sind. Darauf begibt sich das, was die Legende erst ausmacht. Der Ofen öffnet sich, heraus spazieren Hahn und Hühnchen, schlagen mit den Flügeln, der Hahn fängt zu krähen an, das Hühnchen zu gackern. Es verschlägt dem Richter den Atem. Los! sagt er zu seinen Leuten nur, alles hastet zum Schindanger hinaus, es fällt kein Wort.

Tatsächlich hängt der Junge, hängt lebendig dort oben, sieht sie mit klaren Augen an, ist heil und gesund. Die Hand, die ihn stützte, hält ihn noch immer, und man glaubt ihm das Mirakel um so mehr, als niemand, der ihn trüge, zu sehen ist. Er wird abgeknüpft, muss noch einmal Rede stehen. Er weiß vom Becher gewiss nichts. Wer kann es sonst gewesen sein? Wollte ihm jemand übel? Nein, nur die Magd war hinter ihm her, aber er hat sich mit ihr nicht eingelassen. In diesem Augenblick geht dem Richter ein Licht auf. Die Magd wird arretiert, nicht eben zaghaft befragt, gesteht alles, die Arme, unter Fluten von Tränen. Sie hat einfach dieses heftige Temperament. Der Teufel muss ihr den Gedanken mit dem Becher eingegeben haben.

Aber ihr nützt das Jammern nichts mehr, sie ist an der Reihe, auf die Leiter zu steigen und kein Santiago erscheint, ihre Füße zu halten. Denn kein anderer kann es gewesen sein, der den blonden Pilgerjungen trug. Die drei aus Santu ziehen erleichtert davon, und wenn sie auch gelegentlich noch von Schrecken durchschauert sind, es gibt keinen Gedanken an Heimkehr mehr. Sie wandern Santiago entgegen. Seither wird in der Kirche ein Hahn und ein Hühnchen gehalten. Und dies habe ich selbst gesehen, sagt der Herr de Caumont, sie sind vollkommen weiß.

Quelle:

Jacobus-Reliquiar von Bert Gerresheim. Sonderdruck Ratingen 1990. Die Legende ist hier zitiert nach Helmut Domke, Spaniens Norden, 122-124.

Aber ihr nützt das Jammern nichts mehr, sie ist an der Reihe, auf die Leiter zu steigen. Der Junge schaut zu, als sie hochgeknüpft wird. Doch dabei begegnen sich ihre Blicke. Er sieht ihre Augen und spürt, wie sie ihn liebt. Da springt er herzu und hält ihre Beine, so wie es Santiago, der heilige Jacobus, bei ihm getan hat.

Doch kaum steht er dort, tritt ein anderer neben ihn: der heilige Jacobus. Der hat ihn lächelnd beobachtet und sich an seine eigene Liebe erinnert, an damals, als er, lang bevor er Jesus kennen lernte, in Palästina einem Mädchen nachgeschaut und es liebgewonnen hatte.

Dann stehen die beiden da: der Junge hält den einen Fuß des Mädchens (und heimlich streichelt er ihn zärtlich), der alte Jacobus den andern. Und er erinnert sich an die Zeiten, in denen er jung und verliebt war. Und noch keine Stunde der gesamten Pilgerreise sind sich die beiden, nein: die drei, so nah gewesen.

Als die Eltern des Jungen merken, dass er nicht mehr bei ihnen ist, suchen sie ihren Sohn. Sie laufen zurück und finden ihn bei seinem Mädchen und beim heiligen Jacobus. Sie knüpfen das Mädchen ab. Jacobus verschwindet mit einem freundlichen Lächeln. Der Junge nimmt sein Mädchen glücklich in den Arm. Und wenn der Junge und das Mädchen nicht gestorben sind, lieben sie sich noch heute.

September 2003:

Psychisch kranke Menschen und Arbeit - eine Nagelprobe auf die Humanität unserer Gesellschaft



Foto: Sven Brentrup (www.aboutpixel.de)

Die Bibel erzählt von aussätzigen Menschen. Männer und Frauen, die vom Aussatz befallen waren, waren nicht nur aussätzig krank, sondern auch „ausgesetzt“: sie standen außerhalb der Dorfgemeinschaft und mussten den Kontakt zu den Gesunden meiden. Jesus heilte die aussätzigen Menschen und befahl ihnen, sich den Priestern zu zeigen. Die sollten feststellen, dass sie rein waren, und dann gehörten sie wieder zur Gesellschaft dazu, waren eingegliedert.

Wenn unsere Gesetzbücher heute vom Recht aller behinderten Menschen auf „Teilhabe“ am sozialen und am Arbeitsleben sprechen, entspricht das somit uralter jüdisch-christlicher Tradition. Jeder Mensch hat ein Recht, am Leben der anderen Menschen teilzunehmen. Zum Leben gehört auch Arbeit. Es gibt aber durchaus Unterschiede, wie gut und schlecht es um dies Recht bestellt ist.

Menschen ins Arbeitsleben einzugliedern, gelingt „uns“ inzwischen relativ gut, wenn es mit Geld zu regeln ist. (Ich setze das Wort „uns“ in Anführungszeichen, denn mit dem Wort „uns“ bzw. „wir“ ist das so eine Sache. Ich meine im folgenden die Gesellschaft, zu der behinderte und nicht behinderte Menschen zählen, die aber mehrheitlich vom Denken und Werten der (noch?-) nicht Behinderten geprägt ist.)

Berufliche Eingliederung, die mit Geld zu regeln ist, ist zwar manchmal durchaus teuer, aber dennoch recht leicht, denn „wir“ müssen nicht uns ändern, sondern ändern „einfach“ die behinderten Menschen: Wir zahlen ihnen die Technik oder auch die Assistenten, damit sie so arbeiten können wie „wir“: Für die einen bezahlen wir Autos, Aufzüge, Rampen oder besondere Regale, für die anderen übernehmen wir die Kosten für Computersysteme, mit denen auch Blinde „lesen“ können; anderen bezahlen wir Gebärdensprachdolmetscher oder „Arbeitsassistenten“, und für geistig behinderte Menschen organisieren wir einfache Routinearbeiten, die sie gut und oft auch gern tun können.

Schwieriger wird es schon, wenn die Behinderung abstoßend wirkt, wenn der behinderte Mann oder die behinderte Frau sich gar ab und zu mit Schaum vor dem Mund in einem epileptischen Anfall am Boden wälzen könnte, wenn er nicht in der Lage ist, als Lernbehinderter, erlernte Fähigkeiten schnell und oft neuen Erfordernissen anzupassen. Am schwierigsten scheint es mir aber bei den Frauen und Männern zu sein, die längerfristig psychisch erkrankt sind.

Menschen, die psychisch erkranken, sind keine anderen als die, die mehr oder weniger seelisch gesund bleiben. Was sie unterscheidet - so sehen es viele Psychiater - ist eine größere Verletzlichkeit. Ihnen fehlt die Fähigkeit, auf ihrer Seele die Schwielen wachsen zu lassen, die „unsereiner“ braucht, um die Gemeinheiten, die Enttäuschungen, den Schrecken des Alltags einigermaßen zu überstehen. Ein Mensch, dem diese seelische Hornhaut fehlt, ist schutzlos allen Angriffen ausgesetzt. Sind die Probleme, die auf ihn eintreffen, zu groß, wird er krank: er verfällt in Depressionen, bildet Zwangshandlungen aus, oder sein Ich bricht auseinander: er wird schizophran. Die akute Erkrankung ist meist heilbar; was aber bleibt, ist eine größere Verletzbarkeit - in mancher Hinsicht, etwa für Künstler, eine Reichtum, im Alltags- und Berufsleben aber eher eine dauernde Gefährdung.

Für mich ist die Bereitschaft unserer Gesellschaft, Menschen, die von ihrer psychischen Erkrankung geprägt bleiben, am Arbeitsleben teilnehmen zu lassen, die Nagelprobe auf die Humanität unserer Arbeitswelt. Bei Menschen, die auf Dauer psychisch verletzbar bleiben, ist nämlich mit Geld (fast) nichts zu machen: Wir können ihnen keine Technik bezahlen, die ihre Seele schützt, und keinen Arbeitsassistenten, der ihnen kränkenden Stress abnimmt; sie bleiben im wesentlichen, wie sind sind. Wenn diese Männer und Frauen Arbeit finden und behalten sollen, können wir uns nicht mit Geld „freikaufen“; wir müssen uns ändern. An uns liegt es, eine Arbeitsumgebung zu schaffen, in der empfindsame Menschen gute und verlässliche Kollegen, vielleicht Freunde und ein berufliches Zuhause finden können. An uns, den (eher...) Gesunden liegt es, Umsatz, Zahlen, Konkurrenzkampf nicht zu Göttern zu erheben. Unsere Sache ist es, Phasen der Veränderung mit Zeiten der Ruhe und Stabilität wechseln zu lassen. Dann, aber oft auch nur dann, können psychisch überempfindsame Menschen am Arbeitsleben beteiligt sein und ihre Fähigkeiten einbringen.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich weiß sehr wohl, dass einzelne nur sehr begrenzt Möglichkeiten haben, ein Arbeitsklima zu schaffen, in dem psychisch gefährdete Menschen gut arbeiten können. Ich will hier nicht allen, die für psychisch kranke Menschen als Mitarbeiter oder Kollegen keinen Platz haben, ein schlechtes Gewissen machen. Aber ich prangere das gesellschaftliche Klima an, die Grundordnung unserer Werte, auf der Konkurrenz und Profit ganz oben und der Mensch, der dort nicht immer reibungslos funktioniert, ziemlich unten steht. An der Fähigkeit, solche Menschen zu integrieren, zeigt sich die Humanität unserer Gesellschaft, speziell der Arbeitswelt. Und ich bin immer wieder neu betroffen, erschrocken, traurig, wie inhuman wir sind.

Der Vf. war mehr als 25 Jahre als Rehaberater tätig; psychisch Erkrankte machten den größten Teil seiner Klientel aus.

Known unto God



„Unbekannt“ steht auf einem der Grabsteine unseres Friedhofs – auf dem Grabfeld, auf dem offenbar Frauen und Männer beigesetzt worden sind, die in den letzten Monaten des 2. Weltkriegs gestorben sind. Alt-Homberger wissen davon sicherlich mehr als der, der diese Zeilen schreibt. „Unbekannt“: das mag jemand sein, der hier als Zwangsarbeiter arbeiten musste, dessen Namen niemand wusste; vielleicht war er auch so verstümmelt, sein Gesicht so entstellt, dass ihn niemand mehr identifizieren konnte.



Auf Soldatenfriedhöfen kam (und kommt) es oft vor, dass niemand den Toten kannte oder

wiedererkannte. Auf deutschen Friedhöfen steht dann – wie bei uns in Homberg – auf dem Grabstein das Wort „unbekannt“. Auf britischen Friedhöfen kann man es anders lesen: „Known unto God“; „bei Gott bekannt“; „Gott kennt seinen Namen“, könnte man freier übersetzen.

„Known unto God“: drei Worte, die ein Ausdruck der Hoffnung sind auf eine bergende Tiefe, auf eine Erinnerung, die bleibt und trägt, auf das Geheimnis, das Menschen „Gott“ nennen.

Das neue Jerusalem (15.05.2004):

... und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, vom Himmel herabkommen



Andrea Weyergraf-Hahn, Das neue Jerusalem (Pastell, 2004)

Ein weltbekannter jüdischer Pianist und Dirigent gibt jungen Palästinensern Musikunterricht und dirigiert das Jugendsinfonieorchester in Ramallah im Westjordanland. Zu allem Überfluss sagt er auch noch öffentlich, „die Besatzung und Kontrolle eines anderen Volkes“ widerspreche dem von den Gründervätern angestrebten Ideal Israels. Davor dürfe man nicht die Augen verschließen. Daniel Barenboim heißt der Mann; er ist Generalmusikdirektor der Deutschen Staatsoper in Berlin. – Eine Ahnung von einem neuen Leben, einer neuen Gesellschaft, einem „neuen Jerusalem“ ...

Ein Theaterensemble macht sich auf in die „Achse des Bösen“. Dreimal reist es nach Teheran und gastiert dort. Danach, im Jahr 2002, kurz vor dem Irak-Krieg, spielte es in Bagdad Antigone, Saint-Exupéry's Kleinen Prinzen, Handkes Kaspar und Brechts Dreigroschenoper. Die Besucher kommen, die Häuser sind voll - obwohl alles in deutscher Sprache gespielt wird. Das Ensemble hat seinen Sitz nur wenige Kilometer von Homberg entfernt: Das Theater an der Ruhr ist es, sein Haus steht am Raffelberg in Mülheim, kaum zwei Kilometer von der Ausfahrt Duisburg-Kaiserberg entfernt. Im Gegenzug kommen Schauspieler aus dem Iran und dem Irak zu uns, spielen hier und sprechen mit dem Publikum. – Auch hier: Vor-Schein einer besseren Welt, Spuren des neuen Jerusalem...

Ein Bundespräsident hält eine Ansprache, seine letzte große Rede seiner Amtszeit. Er stellt einen

Vertrauensverlust in einem Ausmaß fest, wie es ihn in der zurückliegenden Zeit kaum gegeben hat. Er erklärt den Vertrauensverlust breiter Bevölkerungsschichten mit parteilichen Interessen der Regierung wie der Opposition, mit blankem Egoismus mancher maßgeblicher Kreise, mit der Entwicklung, dass die Starken sich um sich selbst kümmern und die Solidarität sich auf eine Solidarität der Schwachen untereinander reduziert. Er beklagt den Werteverlust in der Politik und einen Ausverkauf der Glaubwürdigkeit. Zugleich erinnert er an das Potenzial an Phantasie und Kreativität, an Leistungsfähigkeit und Solidarität in unserem Land und stellt fest: Es gibt gute Gründe, mit Zuversicht und Vertrauen in die Zukunft zu schauen. Seine Rede will eine Ermutigung zum Vertrauen in Deutschland sein. – Vertrauen und Solidarität: auch das gehört zum neuen Jerusalem.

Der, der diese Zeilen schreibt, ist bald sechzig Jahre alt [Anm.: Der Text wurde 2004 geschrieben]. Er kann sich an keine Zeit erinnern, in der weltweit der Hass von Kulturgruppen aufeinander derartig emporloderte wie in diesen Tagen, und keine Phase, in der das soziale Denken und solidarische Empfinden in Deutschland derartig auf der Strecke blieben wie heute. Die Welt und die Gesellschaft schreien nach Erneuerung, nach einem anderen Geist - in der Sprache der Bibel: nach einem „neuen Jerusalem“, in dem nicht mehr Tod, nicht mehr Trauer, noch Klage, noch Mühsal das Sagen haben; nach einer neuen Erde, in der die Tränen abgewischt werden oder – wie es in den Psalmen heißt – Gerechtigkeit und Friede sich küssen (Ps 85,11).

Bauen können wir selber dies neue Jerusalem nicht; es kommt „vom Himmel herab“. Aber den Boden dafür bereiten, die Fundamente dafür legen müssen wir. Das tun Männer wie Daniel Barenboim und Johannes Rau und Schauspielerinnen und Schauspieler des Theaters in Mülheim. Wir sind nicht Barenboim und Rau, können nicht in Teheran und Bagdad Theater spielen. Aber wir können uns von deren Mut und ihren Ideen anstecken lassen und sie weitertragen. Dann wird das neue Jerusalem kommen – noch weit strahlender, als im Bild von Andrea Weyergraf-Hahn zum Ausdruck kommt. Ihr herzlichen Dank für das Bild!

Ein Lied zum Sommer (24.06.2005):

Geh aus, mein Herz und suche Freud



Geh' aus mein Herz und suche Freud
In dieser schönen Sommerzeit
An deines Gottes Gaben
Schau an der schönen Gärtenzier
Und siehe wie sie mir und dir
|: Sich ausgeschmücket haben :|.

Die Bäume stehen voller Laub
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide
Narzissen und die Tulipan
Die ziehen sich viel schöner an
|: Als Salomonis Seide :|.





Der Weizen wächst mit Gewalt
Darüber jauchzet jung und alt
Und rühmt die große Güte
Des, der so überflüssig labt
Und mit so manchem Gut begabt
|: Das menschliche Gemüte :|.

Die Lerche schwingt sich in die Luft
Das Täublein fliegt auf seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
|: Berg Hügel Tal und Felder :|.





Hilf mir und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fließt,
Daß ich Dir stetig blühe;
Gib, daß der Sommer Deiner Gnad
In meiner Seele früh und spat
|: Viel Glaubensfrücht erziehe :|.

Ach denk ich bist Du hier so schön
Und läßt Du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erde
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
|: Und güldnen Schlosse werden? :|



Das Lied stammt von Paul Gerhard (heute im EG 503). Einige Strophen sind hier abgedruckt und mit Bilder aus Ratingen-Homberg illustriert.

Ein Fest, das es nur in Homberg gibt (07.11.2005):

Das Translatiofest



Bert Gerresheim, Jacobusreliquiar in St. Jacobus d. Ä., Ratingen-Homberg

Ich muss gestehen: Fast 50 Jahre meines Lebens, bevor ich in Ratingen-Homberg ansässig wurde und „ankam“, wusste ich nicht, was ein Translatiofest ist. Ich konnte es auch nicht wissen, denn es ist weder im liturgischen Kalender der katholischen Gesamtkirche noch in dem der deutschen Kirche verzeichnet. Ein Translatiofest gibt es nur in Homberg.

Vor 18 Jahren, im Jahr 1987, zog eine Gruppe von etwa 30 Homberger Frauen und Männern von Grevenbroich-Neukirchen über Nievenheim, Zons, Benrath, Gerresheim nach Homberg. Sie durften von dort den Teil einer Reliquie abholen – ein Knochenstückchen des Apostels Jacobus. Manche meinen, man solle besser sagen: das, was seit Menschengedenken als Knochenstück des Apostels Jacobus verehrt worden war. In der Tat weiß niemand, ob die Reliquie wirklich das Stück eines Knochens vom Apostel Jacobus ist. Aber

letztendlich das völlig unwichtig – ähnlich wie es bestenfalls von sekundärer Bedeutung ist, ob etwa der Tintenfleck im Studierzimmer Martin Luthers auf der Wartburg, von dem die Besucher immer wieder etwas abkratzen, wirklich noch von Reformator selber stammt: der Fleck hat Geschichte gemacht, ist zum Symbol geworden – ebenso wie das Knochenstück des Apostels Jacobus.

Denn darum, um ein Symbol, geht es. Ein wirkliches Symbol ist nie „nur“ ein Symbol, sondern immer *mehr* als die physische Realität: In einem Symbol kommt die Wirklichkeit zum Sprechen, zum Erzählen. So ist das Knochenstückchen nicht nur Knochen (wessen auch immer...), sondern es steht für die Urzeit des Christentums, für Jesus und seine Apostel; es steht für Jerusalem und Santiago di Compostela, es erinnert an Pilgerfahrten, die europäische Christen seit Jahrhunderten machen, es erzählt die Geschichte eines vom christlichen Glauben geprägten Europas und – so hoffe ich – seiner Zukunft. Nicht zuletzt steht es für Homberg: für das Dorf, in dem wir wohnen, das sich über dies Symbol „hineinknotet“ in die von Jacobus ausgehende Glaubenstradition.

An diesem Fest – so ist es im übrigen in Homberg seit dem Jahr 2000 Tradition – wird „gebeiert“. Das Geläut der St. Jacobuskirche wird zu einem „Glockenspiel“: Ähnlich wie die Kinder auf den

Stäben ihrer Glockenspiele Melodien spielen, so macht es der Beiermann mit den Glocken im Kirchturm.

So jung die Sitte des Beierns in Homberg auch ist, so hat diese Art des Glocken-Spielens doch Jahrhunderte alte europäische Tradition. Zu besonderen Anlässen – Weihnachten, Ostern, Kirchweihfest – wurde seit mindestens dem 14. Jahrhundert gebeitert – zwischen Schweden, Norwegen und Frankreich, von den Niederlanden über Belgien bis nach Deutschland.

Translatiofest und Beiern: zwei Ereignisse, die Homberg „ans Netz“ binden: ans europaweite Netz einer Geschichte und einer Kultur, die im christlichen Glauben ihre Wurzeln haben.

„Effizienz und Effektivität“ sind keine Denkmuster des Reiches Gottes (01.12.2006):

Überfluss und Fülle, nicht Effizienz und Effektivität



Apsismosaik S. Giovanni im Lateran (Ausschnitt): die vier Paradies-Ströme

Wer einmal in Rom war, der kennt dies Motiv; in vielen Apsismosaiken ist es zu sehen: ein stilisierter Berg, und aus dem entspringen vier Ströme, die ihr Wasser auf den ganzen Erdkreis ergießen. Das Bild oben stammt aus San Giovanni im Lateraan. Das Motiv ist dem Schöpfungsbericht entnommen:

„Ein Strom entspringt in Eden, der den Garten bewässert; dort teilt er sich und wird zu vier Hauptflüssen. Der eine heißt Pischon; er ist es, der das ganze Land Hawila umfließt, wo es Gold gibt. Das Gold jenes Landes ist gut; dort gibt es auch Bdelliumharz und Karneolsteine. Der zweite Strom heißt Gihon; er ist es, der das ganze Land Kusch umfließt. Der dritte Strom heißt Tigris; er ist es, der östlich an Assur vorbeifließt. Der vierte Strom ist der Euphrat“ (Gen 2,10-14). Welcher Strom mit „Pischon“ gemeint ist, ist nicht ganz klar, vielleicht der Indus; der Gihon dürfte der Nil sein, der Ägypten durchfließt; Tigris und Euphrat umschließen das Zweistromland, den heutigen Irak... Klar ist aber – erst recht für Menschen, die in der Wüste groß geworden sind – welche ungeheure Wassermenge der Garten Eden in sich barg: Zunächst bewässert und befruchtet der Ur-Strom das Paradies, und dann tragen seine Flussarme den Segen des Wassers in die gesamte damalige Welt. Reichtum, Überfluss, Fruchtbarkeit und Leben: das macht in der mythischen Erinnerung der Völker ihren Ursprung, das Paradies aus.

Mit dem Staunen vor dem gottgeschenkten Überfluss begann mein erstes Studium – es war die Theologie.

Ein späteres zweites Studium hatte die Ökonomie zum Inhalt, die Wirtschaft zum Thema. Und dies begann mit der Darstellung des ökonomischen Prinzips, dem Grundsatz von der Knappheit der Mittel und der Notwendigkeit, sie zu bewirtschaften. Während die Theologie von Erinnerung an die Unerschöpflichkeit der Geschenke Gottes geprägt war und der utopischen Hoffnung auf Gaben in Fülle, blickte die Ökonomie auf die real existierende Erde, die Gesellschaft, die Begrenztheit der Ressourcen, des Geldes, der Kräfte. Die Folgen dieses Denkansatzes können wir täglich in den Zeitungen lesen und im Fernsehen anschauen: von Synergieeffekten ist die Rede, von der „Freisetzung“ von 5000, 10 000 Mitarbeitern („Mit“?Arbeitern? wirklich? oder - andersherum: gar „Menschen“?), von Einsparungen bei der Rente und im Gesundheitswesen, Das ist unsere Wirklichkeit – gleich weit entfernt vom Garten Eden und dem Leben in Fülle, wie es im kommenden Reich Gottes verheißen ist.

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: Ich weiß sehr wohl, dass wir weder im Paradies leben noch im zukünftigen Reich Gottes und dass weder Wasser noch Treibstoff noch Geld im Überfluss zu haben ist. Die Knappheit der Mittel gehört nun einmal zu der Realität, in der wir leben.

Ich weiß aber auch, dass mit dem Attribut der Knappheit nicht die gesamte Realität beschrieben ist. Das Wesen, um das es geht, ist der Mensch. Der Mensch aber ist mehr als Essen, Trinken, Arbeit und Erholung; er ist mehr als die zu bewirtschaftende Realität; der Mensch ist auch Staunen, Hoffnung und Sehnsucht. Und für diese Sehnsucht braucht er die Erinnerung an das Paradies ebenso wie die Hoffnung auf ein Leben in Fülle – ebenso wie unsere Politik und unsere Wirtschaft den Stachel der Utopie des Überflusses brauchen – und es wäre gut, wenn die Utopie nicht meist kampfflos der Realität geopfert würde.

Weihnachten (24.12.2007):

Aus dem Himmel eine Erde machen...



Textgrafik: Andrea Weyergraf-Hahn

Weihnachten? Hat der Text etwas mit Weihnachten zu tun?

Ist Weihnachten nicht das Kind in der Krippe, Maria und Josef, die Hirten, die Engel - Tannenbäume und Kerzen, Lichter und Christsterne?

Ja, Weihnachten ist das Kind in der Krippe, Maria und Josef. Aber es gibt verschiedene Weisen der Betrachtung. Von Homberg, Ratingen, Düsseldorf etwa kann man sich ein Bild machen, wenn man durch die Straßen geht, vor den Türen und Fenstern stehen bleibt, auf die Gespräche der Menschen, das Zwitschern der Vögel oder auch den Lärm der Autos hört.

Einen ganz anderen Blick auf unsere Region gewinnt man, wenn man mit dem Flugzeug gestartet ist oder bald landen wird und dabei das Glück hat, Homberg, Ratingen, Düsseldorf von oben sehen zu können: nicht mehr die Details sind erkennbar, sondern die Gesamtbilder der Städte und Orte, Wiesen und Wälder, der Rhein mit den großen Brücken, Autobahnen und Bahnstrecken: Die Einzelheiten treten zurück; dafür gewinnt man einen Blick für das Gesamte.

Einem Blick von oben entspricht der Text von Rose Ausländer. In dichter Sprache („Dichtersprache“!) drückt er aus, was Weihnachten bedeutet: Himmel wird Erde und Erde wird Himmel. Das

ist alles – die Summe von Weihnachten. Alles, worauf menschliche Sehnsucht sich richtet – Leben – Fülle – Unendlichkeit – Liebe – Frieden: das alles wird Erde – wird Mensch. Und Erde wird Himmel, Mensch wird Gott.

Wenn man genauer hinschaut, steht es dort allerdings ein wenig anders: Nicht „Himmel wird Erde“, sondern „Aus dem Himmel eine Erde machen“: Es passiert nicht von selber; es muss jemanden geben, der das tut, der den Himmel zur Erde macht, damit aus der Erde Himmel werden kann.

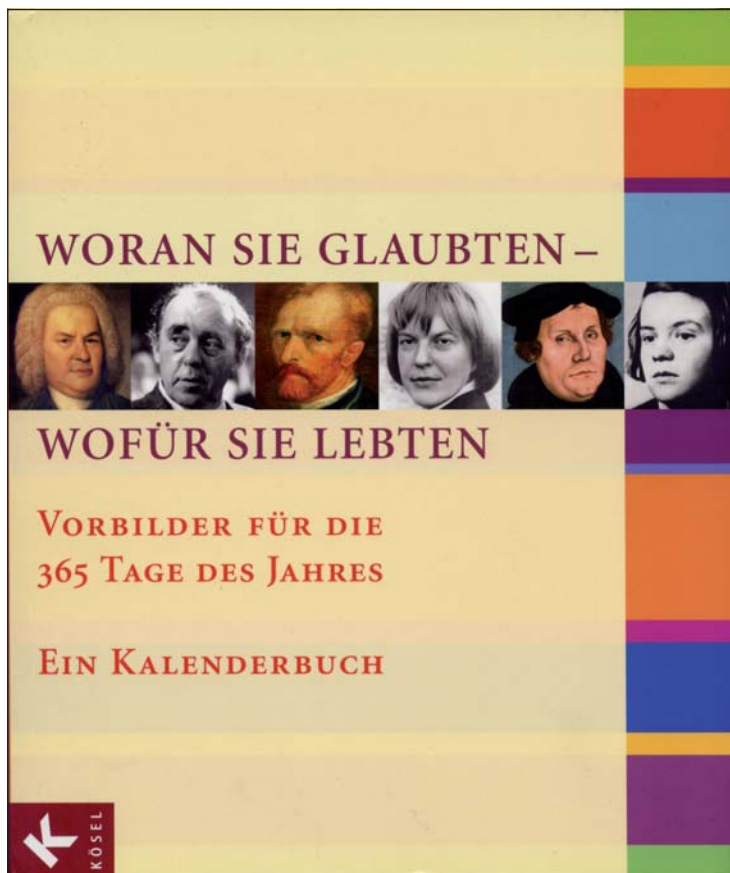
Und den gibt es, der „machen“ kann - damals Im Anfang und noch einmal, als die Zeit erfüllt war. Weil er „macht“, wird Unendliches endlich und Endliches unendlich. Wenn der Mensch der ist, der sich nicht durch seinen aufrechten Gang, sondern durch seine Sehnsucht nach Unendlichkeit vom Tier unterscheidet, dann ist Weihnachten das Fest, an dem Mensch feiert, dass er Mensch ist – weil Gott und Mensch unzertrennlich, weil sie eins geworden sind.

Weihnachten? Ja, das ist Weihnachten!

Ich wünsche allen einen kleinen Garten – oder auch einen Blumentopf – in der jede und jeder „aus seiner Lichtkraft einen Stern ziehen kann“, ihn pflegt und gießt – einen Stern, der daran erinnert, was der Mensch ist und worauf er hoffen darf – einen leuchtenden Stern – einen „Christstern“.

Vorbilder (26.01.2008):

Woran sie glaubten, wofür sie lebten – und 2008?



Das Katholisch-Soziale Institut in Bad Honnef ist ein Bildungshaus des Erzbistums Köln. Dort können Pfarrgemeinderäte tagen, dort können auch Webmaster lernen, wie man Websites macht.

So war auch ich einige Male dort. Neben den guten Lehrgängen und dem wunderbaren Essen blieb mir ein Buch in Erinnerung: Woran sie glaubten – wofür sie lebten: Vorbilder für 365 Tage des Jahres. Wann immer man zu einem Kurs anreist und sein Zimmer betritt, findet man dies Buch auf dem Schreibtisch vor, stets „tagesaktuell“ aufgeschlagen.

Je nach Datum des Kurses erfährt man so z. B. etwas über Albert Camus († 4. Januar), Oswald von Nell-Breuning (* 8. März), Peter Abelaerd († 24. April), Sören Kierkegaard (* 5. Mai), Johann Sebastian Bach († 28. Juli), Vincent van Gogh († 29. Juli), Marie-Luise Kaschnitz († 10. Oktober), Charles de Foucauld († 1. Dezember) oder Jesus (* 24. Dezember).

Einige weitere Vorbilder sind auf den kleinen Bildern auf der Titelseite erkennbar.

Auf je einer Seite sind dort Frauen und Männer beschrieben, die in irgendeiner Weise Vorbilder sind – Modelle gelungenen Lebens, oft eigenwillig, mit Ecken und Kanten, „Gläubige“ oder manchmal auch erklärte Ungläubige; einige gelten offiziell als „Heilige“, die Mehrzahl nicht; viele sind durchaus nicht in ihrem ganzen Leben „Vorbild“, sondern nur in einer einzigen Tat, in einem einzigen Grundzug ihres Wesens – aber alles sind Frauen und Männer, die gezeigt haben, welche Werte ihnen wichtig und – Camus möge verzeihen – „heilig“ sind, Menschen, die zu diesen Werten gestanden haben und auch bereit waren, für deren Durchsetzung auch Nachteile, Anfeindungen, Verachtung in Kauf zu nehmen. Von daher: ein spannendes, anregendes Buch.

Nur: Das Buch ist vom Herausgeber 2006 abgeschlossen worden. Zu den letzten „Vorbildern“, die er beschreibt, zählen Mario von Galli († 1987), Ernst Bloch († 1977), Graham Greene († 1991), Oswald von Nell-Breuning († 1991), Paul Celan († 1970) und Heinrich Böll († 1985).

Was ist mit der Zeit danach? Gab es ab 2006 keine Vorbilder mehr? Vorbilder, die heute noch leben oder in den letzten 10 / 15 Jahren gestorben sind? Dabei sollte man nicht auf die Heiligen verwei-

sen, die in den letzten Jahren kanonisiert worden sind: Sie sind hierzulande kaum bekannt sind; viele wären kaum selig- oder heiliggesprochen worden, hätte dies nicht lobbyartig eine „Seilschaft“ von Interessierten vorangetrieben. Das sind Heilige „von oben“, nicht solche, die man „von unten“ kennt und als Vorbilder durch Bücher, Presse, Rundfunk, Fernsehen oder gar persönlich erlebt und achten gelernt hat.

Warum fand der Herausgeber solche jüngeren Vorbilder nicht? Leben wir in einer vorbildlosen Zeit? Ist kein „Vorbildwetter“? *Brauchen* wir keine Vorbilder mehr – weil doch alles gleich - gültig ist? Oder haben wir – vielleicht gerade mitgeprägt durch eine flächenhaft um sich greifende Gleichgültigkeit und Wertelosigkeit – Ansprüche an das Profil eines Vorbilds, das von keinem Menschen mehr erfüllbar ist? Könnten Sie jemanden nennen, der in den letzten zehn Jahren gestorben ist oder gar noch lebt – und der Vorbild ist?

Karl Rahner, der berühmte Theologe des vorigen Jahrhunderts? Aimé Duval, Jesuit, wohl der erste singende „Troubadour Gottes“, als Alkoholiker gestorben? Friedolin Stier, Priester und Professor für Altes Testament in Tübingen, der seinen Lehrstuhl aufgab, weil er seine Tochter nicht verleugnen wollte? Johannes Rau, Prediger, Ministerpräsident von NRW und Bundespräsident? Christoph und Arnim von der Sendung mit der Maus, denen es gelang, über das Sterben der siebenjährigen Katharina eine Sendung für Kinder zu machen?

Widersprechen Sie! Bilden Sie Ihre eigene Reihe! Oder setzen Sie die Reihe fort! Wenn Sie mir schreiben, ergänze ich die Reihe. Aber bitte schreiben Sie nicht „meine Mutter“ oder „mein Vater“; nennen Sie die Namen konkreter Menschen, die auch anderen bekannt sind – einer Öffentlichkeit – egal, ob diese die Welt, Deutschland, Ratingen oder Homberg ist.

Auf *ein* weiteres Vorbild wurde ich von einem Mitglied unserer Gemeinde hingewiesen: Philipp Freiherr von Boeselager: Widerstandskämpfer gegen Hitler, Jurist und Volkswirtschaftler, überzeugter Malteser. Er starb am 1. Mai 2008 im Alter von 90 Jahren in der Hoffnung, dass ihn Gott einmal lachend empfangen wird – „mit Rotwein oder einem guten Cognac“.

Duisburg-Meiderich, 1943 (01.06.2008):

„Kinder gaben den Gefangenen Brot...“



Wenn wir von einem KZ, einem Konzentrationslager, hören, fallen uns vielleicht die Namen Auschwitz, Buchenwald und Dachau ein; vermutlich weiß aber kaum jemand, dass es etwa dreißig Kilometer von Homberg entfernt auch ein KZ gab: in Meiderich, einem Stadtteil von Duisburg. Es war eine Außenstelle zunächst des KZ Sachsenhausen; später wurde es dem KZ Buchenwald unterstellt. 1942-1943 waren dort Häftlinge mitten im Meidericher Wohngebiet untergebracht; ihre Aufgabe war es, Aufräumarbeiten nach Luftangriffen durchzuführen: Sie mussten Trümmer abtransportieren, noch verwendbares Baumaterial sichern und unter den Trümmern verschüttete Leichen bergen und einsargen – und das bis zu zwölf Stunden am Tag, bei mangelnder medizinischer Versorgung und schlechter Ernährung. Nach einem Bombenangriff am 27. April 1943, bei dem 50 Häftlinge zu Tode kamen, wurde das KZ aufgelöst.

Der Bevölkerung war es verboten, den Gefangenen Essen zu geben. Aber „Kinder widersetzten sich den Befehlen der Nazis und gaben den Gefangenen Brot“: so kann man es heute auf einer Gedenktafel lesen, die an der Außenmauer der Kirche St. Michael in Duisburg-Meiderich angebracht ist; das Foto entstand am 29. Mai 2008.

Warum waren es *Kinder*, die sich den Befehlen der Nazis widersetzten und den Gefangenen Brot gaben? Warum waren es ebenso die Kinder, die - in dem erschreckend-großartigen und ergreifenden

Roman von Markus Zusak „Die Bücherdiebin“ - den Gefangenen des KZ Dachau Essen zusteckten und dafür von den Wachmannschaften verprügelt wurden? Haben Kinder noch einen klaren Blick für die Not anderer? Sind sie noch nicht gefangen in einem angepassten Denken, wie es ja oft das Berufs- und manchmal auch das Privatleben von Erwachsenen verlangt? Sind Kinder noch nicht verdorben von „Sachzwängen“? Haben Kinder noch nicht so oft erfahren, dass „es doch nichts bringt“? Fragen Kinder noch weniger danach, was man von ihnen erwartet, was sie jetzt zu denken und zu tun haben? „Lassen“ sie noch nicht denken, sondern denken - und fühlen! - sie selber?

„Mensch: Tier, das Zivilcourage hat; Mensch: Tier, das den Mit-Schmerz kennt“ heißt es bei Hilde Domin [Zeichensetzung vom Vf.]. Die Kinder in Meiderich und die Kinder bei Dachau wussten vielleicht nicht, was Zivilcourage ist, aber sie hatten sie. Und sie hatten Mit-Schmerz. Sie waren Menschen.

„Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen“, sagt Jesus (Mt 18,3). Gewiss, die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes ist eine andere. Aber niemand sollte uns hindern, die Kinder auch hierin zum Vorbild zu nehmen - die Kinder von Meiderich und die Kinder bei Dachau. Auch ein Erwachsener darf in diesem Sinne Kind sein. Manche, zu wenige vielleicht, haben es probiert. Es geht. Menschsein ist möglich.

Quellen / Literaturangaben:

Martin Zusak, Die Bücherdiebin, deutsch München: Blanvalet 2008

Jan Erik Schulte, Konzentrationslager im Rheinland und in Westfalen 1933-1945. Zwischen zentraler Steuerung und regionaler Initiative, Paderborn : Schöningh 2005, bes. 169-170.

Website über Nikolaus Groß:

www.nikolaus-gross.com/geistiges-erbe/gedenkstaetten-ruhr.html#duisburg

Alles, was ist, ist auch gut (05.09.2008):

„Gott sah, was er gemacht hatte, und es war sehr gut“

Manchmal birgt unsere Sprache Erinnerungen, die unser Bewusstsein längst aus seinem Speicher gelöscht hat.

„Streugut“ steht an den Kiesboxen, in denen Splitt bereit liegt, wenn es im Winter glatt ist. „Leergut“ nimmt der Getränkemarkt an. Jeder Mensch hat ein bestimmtes „Erbgut“. Die Bahn verschickt „Frachtgut“. Es gibt „Verkaufsgüter“, einen „Güterzug“ und einen „Güterbahnhof“, der Bauer benötigt „Saatgut“, und nicht zuletzt gibt es gerade rund um Homberg viele Bauernhöfe, die sich „Gut ---“ nennen.

Wieso „Gut“? Gemeint ist doch einfach „Ding“, „Sache“, „Material“, „Masse“: Streumaterial, Leeres Zeug, Erbmasse, Frachtstoff, Verkaufsmaterial, Materialzug, Materialbahnhof – und eben ein Bauernhof. Warum sagen wir „Gut“, wenn wir „Sache“ meinen? Oder meinen wir tatsächlich „gut“ wenn wir „Gut“ sagen, auch wenn wir uns dessen gar nicht mehr bewusst sind?

„Alles, was ist, ist auch gut - was nicht gut ist, gibt es nicht“: so könnte man ein wenig frei einen Grundsatz der mittelalterlichen Philosophie übersetzen; viele Generationen von Studenten mussten ihn bis in die jüngste Vergangenheit lernen. Für Lateinkenner: „Ens et bonum convertuntur“; Seiendes und Gutes sind austauschbare Größen; was ist, ist auch gut; nichts, was es gibt, ist nicht auch gut.

Wahrscheinlich finden Sie den Satz auf den ersten Blick genauso falsch wie ich früher als Student. Sicher: Wenn es einen leckeren Apfel gibt, dann ist er auch gut. Wenn es ein tolles Auto gibt, dann ist auch gut. Wo wirkliche Liebe zwischen Menschen ist, dann ist sie auch gut. Aber ein fauler Apfel? Ein kaputter Fernseher? Ein Verbrecher???



Die philosophischen Lehrer würden antworten: Wenn etwas nicht gut ist – und davon gibt es genug auf der Welt – , dann „ist“ es noch nicht genug; dann hat es die Stufe des Seins, die Fülle seines Wesens noch nicht erreicht. Aber: was auch immer ist, hat Gutes in sich oder zumindest einen Keim, aus dem Gutes werden kann.

Nur eine spitzfindige Antwort von Leuten, die die Hässlichkeit, die Grausamkeit der Welt noch nicht genügend erleben mussten? Vielleicht - aber vielleicht auch ein Ausdruck des Vertrauens in den Menschen, in die Welt und – spätestens jetzt muss ich diesen Namen nennen: – in Gott. Und zugleich eine Frage an jeden von uns, wie er an Menschen und Dinge herangeht: mit Angst und Misstrauen – oder mit einem grundsätzlichen Ja und einer ursprünglichen Wertschätzung des anderen?

„Alles, was ist, ist auch gut – was nicht gut ist, ist nicht, ist noch nicht in seiner Wesensfülle da“ – „Ens et bonum convertuntur“: Letztlich will das Wort nichts anderes sagen als der Text des Schöpfungsberichts: „Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut“ (Gen 1,31). Auch der Schöpfungsbericht widerspricht der Erfahrung – aber er ist Ausdruck der Hoffnung und der Zuversicht, dass alles einmal gut wird – weil es vom Ursprung und von seinem Ziel her Gottes und nicht Menschenwerk ist.

November 2010

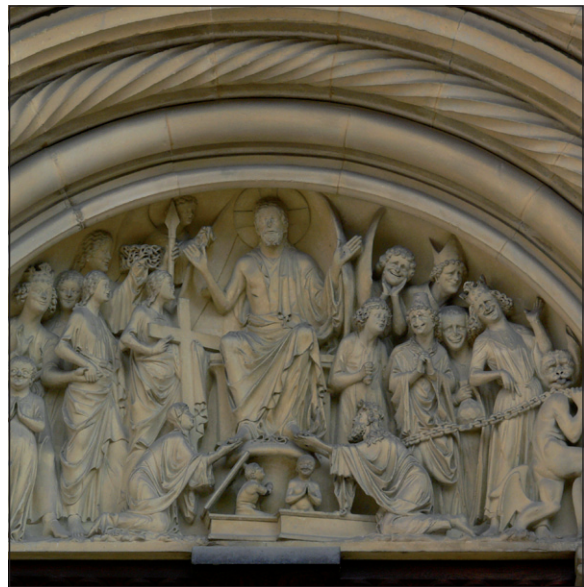
... zu richten die Lebenden und die Toten.

„Theologie ist Ausdruck einer Sehnsucht, einer Sehnsucht danach, daß der Mörder nicht über das unschuldige Opfer triumphieren möge“ (Max Horkheimer).

Die Sixtinische Kapelle mit ihren berühmten Fresken von Michelangelo: Die meisten Menschen, die jemals in Rom waren, werden die Bilder gesehen haben. Die Altarwand vorn ist von einem riesigen Gemälde beherrscht, dem „Jüngsten Gericht“. Links unten sieht man, wie die Toten erweckt werden, in der Mitte oben steht Jesus Christus, umgeben von den Aposteln und anderen Heiligen, und hält Gericht. Ein Teil der auferweckten Menschen dürfen sich in die Schar der Heiligen einreihen und bei Christus sein; die anderen werden hinabgestoßen, wo sich der Satan ihrer annimmt. Rechts unten ist das anschaulich dargestellt.

Die Größe, die Farbenpracht, die Dramatik des Bildes mag einzigartig sein – das Motiv ist es nicht. Zahlreiche andere Darstellungen gibt es, und manche Kirchen und Dome zeigen über einem der Portale Szenen aus dem Jüngsten Gericht, das Münster in Bern, der Dom zu Bamberg. Bergisch-bäuerlich kann man Gerichtsdarstellungen in der „Bunten Kirche“ von Liebenhausen bewundern. Und nicht zuletzt hat jeder Christ, der etwa 60 Jahre alt ist und einigermaßen regelmäßig sonntags in der Kirche war, schon etwa 2000 Mal im Glaubensbekenntnis gesprochen: „Ich glaube an Jesus Christus ... aufgefahren in den Himmel; er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters; von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.“

Was bedeutet der Satz für Sie? Was lösen die Bilder vom Jüngsten Gericht in Ihnen aus? Werden alte Angstvorstellungen wach, die man uns vielleicht, als wir noch Kinder waren, eingehämmert hat – weil wir nicht andächtig gebetet, die Eltern nicht geehrt, Unkeusches getan hatten? Fällt uns der Katechismusunterricht wieder ein – mit den hochwertigen Unterscheidungen zwischen dem persönlichen Gericht nach dem Tod und dem Jüngsten Gericht am Ende der Tage? Oder löst der



Gedanke an ein Gericht über die Toten eher ein Achselzucken aus: „Was soll's? Ich kann mit dem mythischen Quatsch, mit dem Teufel, der Hölle und dem quälenden Feuer nichts anfangen! Ich weiß nicht einmal, ob ich überhaupt an ein Jenseits, ein ewiges Leben glauben kann.“ Und dann wird jeder Gedanke an ein Gericht – und damit auch an eine end-gültige Gerechtigkeit – verworfen.

Es lohnt sich aber, einmal genauer hinzuschauen und sich nicht vorschnell von Kindheitstraumata oder persönlichen Vorurteilen ablenken zu lassen. Ein „Gericht über die Toten“ ist ja kein Selbstzweck; es geht nicht darum, dass Jesus auf einem Thron oder auf einer Wolke sitzt und alle Milliarden von Menschen um sich versammelt. Worauf es ankommt, ist das Ergebnis: dass es einen Ort, eine Instanz gibt, die Recht spricht – die sagt, was Recht und was Unrecht war, die Unrecht beim Namen nennt und dem, dem Unrecht getan worden war, Recht gibt. Nicht um ein großes Welttheater geht es, sondern darum, dass am Ende nicht der, der über Leichen gegangen ist, der strahlende Gewinner bleibt, sondern dass die, die er umgebracht hat, ihr Recht bekommen.

Wollen Sie auf diese Hoffnung verzichten? Ich denke, dass niemand auf diese Hoffnung, diese Sehnsucht nach Gerechtigkeit verzichten will – weder für die eigene Person noch für die andere. Die Nürnberger Prozesse waren für das Nachkriegsdeutschland von immenser Bedeutung, damit die Verbrechen der NS-Zeit nicht unter die Decke gekehrt wurden und die braunen Verbrecher einfach nur den Mantel wechseln konnten. In den letzten Monaten hörte man immer wieder, dass Menschen, die selber oder deren Kinder missbraucht worden waren, den dringenden Wunsch äußerten, dass der, der das Verbrechen begangen hat, bestraft wird. Und vielfach sah ich im Fernsehen Eltern der Todesopfer der Duisburger Loveparade, die dringend verlangten, dass der Verantwortliche für das Unglück gefunden und zur Rechenschaft gezogen werde.

Ich habe bewusst auf diese Untaten hingewiesen, weil hier deutlich wird, dass der Wunsch nach Klärung, was Gut und Böse war, die Sehnsucht nach Gerechtigkeit keine Hoffnung ist, die nur Christen erfüllt. Aber wir Christen bekennen uns ausdrücklich zu; wir bauen auf einen Gott, der Recht sprechen wird, der nicht zulässt, dass der Mörder über das unschuldige Opfer triumphiert: Ich greife hier einen Satz des Philosophen von Max Horkheimer auf, wie er ihn in einem Spiegel-Interview 1970 formulierte: Theologie – also: von Gott zu reden - , bedeutet „die Hoffnung, daß es bei diesem Unrecht, durch das die Welt gekennzeichnet ist, nicht bleibe, daß das Unrecht nicht das letzte Wort sein möge... Theologie ist Ausdruck einer Sehnsucht, einer Sehnsucht danach, daß der Mörder nicht über das unschuldige Opfer triumphieren möge“ (Max Horkheimer, Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen. Ein Interview mit Helmut Gumnior, Hamburg: Furche TB 1971, 61f).

Christen können „Theo-logie“ treiben, können „von Gott sprechen“, weil ihnen dieser Glaube überliefert worden ist. Und dazu gehört auch die Hoffnung, dass Er einmal kommen wird, „zu richten die Lebenden und die Toten.“ Muss man sich das genauer ausmalen? Ich weiß es nicht. Ganze Bibliotheken sind davon von jenen Theologen geschrieben worden, die Gott besser als ihre eigene Westentasche zu kennen meinen. Meinem Eindruck nach ist aber jeder Versuch, sich Genaueres vorzustellen, für den Glauben eher hinderlich, als dass es ihn fördert. Gott ist größer, Gott ist unvorstellbar, und jeder Versuch, ihn und sein Wirken zu beschreiben, sagt mindestens so viel Falsches wie Richtiges. Halten wir uns an die Hoffnung auf Gerechtigkeit – das genügt.

Josef Pietron

Die Bilder zeigen (von oben nach unten) das Altarfresko der Sixtinischen Kapelle, den Dom zu Bamberg, ein Fresko der Dorfkirche von Gummersbach-Liebenhausen.

Eine sehr schöne Möglichkeit, die Fresken der Sixtinischen Kapelle zu betrachten, finden Sie im Internet auf der Website des Vatikans.